



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

††: Die Idee der Nationalität.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wol, während sie ihn anhört, durch diese Ideenreihe zu verwandten dunklen Ideen angeregt werden und erst nachdem sie sich gesammelt, fällt ihr natürlich der Herr Pastor ein. Die Bemerkung ist insofern nicht unwesentlich, als diese Stelle eine der wenigen ist, die Faust Gelegenheit gibt, sich von einem gewöhnlichen Don Juan zu unterscheiden, und wenn man diesen Unterschied ganz vergessen könnte, so verlöre das Stück doch jede Pointe.

Wir fühlen lebhaft, wie ungenügend diese Bemerkungen sind, von einer bedeutenden Natur ein vollständiges Bild zu geben; sie sollen auch nur einen Beitrag bilden, der anderweitig ergänzt werden möge. Ein geistvolles durchdachtes Spiel, ein wahrhaft künstlerischer Sinn, ein gewissenhaftes Streben nach dem Wahren, die Fähigkeit sich in die Tiefen des Gemüths hineinzudenken und ein reger Sinn für das wahrhaft Schöne und Poetische, das sind die hohen Vorzüge unsrer Künstlerin. Möge sie zum Schluß noch einen ernsthaften Rath beherzigen. Sie schafft, und das ist gerade das Schöne an ihr, aus dem Innern heraus, aber ein solches Schaffen reißt auf, und eine zu stark gespannte Anstrengung schadet nicht bloß der physischen Kraft, sondern auch der künstlerischen Leistung. Auch der nachschaffende Künstler bedarf der Sammlung; eine so aufreibende unruhige Thätigkeit, wie sie ein fast Tag für Tag ununterbrochenes Gastspiel nöthig macht, läßt bedenkliche Spuren zurück. Die Rachel in ihren letzten Jahren ist ein warnendes Beispiel. Marie Seebach steht jetzt auf der Höhe ihres Rufs und ihrer Kraft: von dem Maß und der Grenze, die sie sich setzt, hängt es ab, ob sie die Abwege vermeiden wird, die ihr nur zu nahe liegen.

J. S.

Die Idee der Nationalität.

Von der preussischen Grenze.

In einem Schriftchen, dessen ausführliche Erörterung ich mir vorbehalte (Deutschland und der Friede von Villafranca) bezeichnet J. Fröbel die „fixe Idee des Nationalitätsprinzips“ als eine der krankhaften Illusionen, die uns in unsrer Entwicklung zurückbringen. Er hat dabei theils Deutschland und Italien im Auge, die nach seiner Meinung die Fähigkeit, sich politisch (als Einheitsstaaten) zu constituiren, nicht besitzen, theils Oestreich, das, obgleich aus verschiedenen Nationalitäten zusammengesetzt, unter allen Staaten Europas den größten und edelsten Beruf und die ge-

Grenzboten IV. 1859.

10

sichertste Existenz haben soll. Aber neben dieser endlichen Beziehung kommt es ihm — der fortwährend gegen alle Doctrinen declamirt — hauptsächlich darauf an, eine Doctrin festzustellen, dieselbe Doctrin, für welche A. Ruge seit 1843 gegen die Nationalen in die Schranken trat.

„Als historischer Vorgang ist die Richtung der Zeit auf Zerlegung größerer politischer Gebilde in ihre Racenbestandtheile, dieses Zurücksinken von einem sittlichen in ein naturhistorisches Verhältniß, eine Erscheinung des europäischen Verfalls, die zu den trübsten Gedanken veranlaßt. Das Nationalitätsprincip, von einem oberflächlichen Liberalismus als ein Pfand der Hoffnung auf bessere Tage begrüßt, ist in Wahrheit ein Gift, von welchem das europäische Abendland mit der Auflösung bei lebendigem Leibe bedroht wird.“ Und indem er die Anschauungen des seligen Diezel adoptirt, fährt er fort: „Die bloße Thatsache, nur einer einzigen Nationalität anzugehören, ist schon hinreichend, einen Staat vom eigentlich großstaatlichen Charakter auszuschließen. Der wahre Großstaat ist das, was wir ein Reich nennen. Nur Reiche zählen im Großen in der Culturgeschichte, und der Begriff eines Reichs schließt den der Einfachheit aus.“ Diese abstracte Doctrin zu illustriren, malt er in wohlfeiler Komik aus, was geschehn möchte, wenn z. B. Oestreich oder die Vereinigten Staaten sich in die kleinen Sprachgruppen auflösen wollten, aus denen sie zusammengesetzt sind.

Die Sophistik ist zwar ziemlich handgreiflich, aber es ist doch nothwendig, auf die Trugschlüsse aufmerksam zu machen, weil etwas von solchen Redensarten immer in der Vorstellung der Menge haften bleibt.

Wenn es wirklich Menschen gibt, die von der Berechtigung der Kaschuben, der Ruthenen, der Sorallen u. s. w. träumen, einen Staat zu bilden, so sind diese jedenfalls nicht zurechnungsfähig und einer Widerlegung nicht werth. Das Nationalitätsprincip — das wir für das höchste, das leitende der neuen Geschichte, für den einzigen Träger der Zukunft halten — sagt etwas ganz Anderes.

Die Nationalität ist nicht der Naturzustand, aus dem die Geschichte sich herausgearbeitet hat, sondern es ist der ideale sittliche Zustand, dem die Geschichte aus ihren elementaren Voraussetzungen entgegenstrebt. Stämme und Stammverbindungen hat es im Mittelalter gegeben, die Nationen sind ein Erzeugniß der neuen Geschichte; und zwischen beiden liegt ein gewaltiger Unterschied.

Aus der Anarchie der Völkerverwanderung entwickelte sich allmählig eine Fülle privatrechtlicher Beziehungen, die nur den Einzelnen an den Einzelnen knüpften, jedes Ganze aber ausschlossen; bis allmählig die wachsende Macht der Könige dem Privatrecht eine untergeordnete Bedeutung gab. Das Streben der Könige ging dahin, ihre Besitztümer zu erweitern und zu arrondiren und sich im Innern absolut zu machen. Aus diesem Streben erwuchsen die modernen Staaten — Frankreich, England, Oestreich, Spanien, Rußland, Preußen u. s. w.

Wenn zunächst ihre Unterthanen in keiner andern Gemeinschaft standen, als eben die Unterthanen des nämlichen Herrn zu sein, so gelang es den Königen, durch das von Montesquieu ganz richtig definirte Princip der Ehre, die Unterthanen an sich heranzuziehen und in ihnen das Gefühl zu erregen, daß sie an dem Staat theilhaft seien. Ruhmvolle Waffenthaten, der Amtsdienst, die Akademien, der Glanz der Höfe, das alles kam dazu. So entstand die Grundlage der Nation, das Ge-

meingefühl; und aus dem Bedürfnis der Gemeinsamkeit ging innerhalb des Staats — wie in Frankreich und England — die Ausgleichung der Dialekte hervor; die gemeinsame Sprache wurde das Kennzeichen der Nation. Ob einzelne eroberte Provinzen mit anderer Zunge dazukamen, war gleichgiltig; der Franzose, der Engländer, der Russe kannten sich an der Sprache.

Nun trat das Bedürfnis ein, diese zunächst nur ideale Einheit des Staats mit der Nation real zu machen, d. h. den Bürgern einen wirklichen Antheil am Staat zu geben. In England war das constitutionelle System naturwüchsig entstanden, die andern Staaten ahmten es seit der Revolution nach. Das Wohlthätige dieses Systems liegt nicht allein in der Controle der Regierung, sondern darin, daß es das gemeinsame nationale Bewußtsein wirklich konstituiert.

Einer von diesen Nationalstaaten — der polnische — wurde zertrümmert; ein anderer — Deutschland — löste sich in verschiedene Staaten auf, doch erst nachdem die Gemeinsamkeit der Sprache befestigt war; Italien wurde die Beute des Auslands. Aber die einmal erwachte Völkerseele regte sich fort und fort, und ihr Trieb, sich einen Körper zu geben, wurde die Federkraft der neuen Zeit.

Nicht jede Kraft hat das Recht zum geschichtlichen Erfolg; nicht jede Nation die Möglichkeit einer staatlichen Existenz. Es gehören dazu manche andere Bedingungen: die Größe und innere Lebenskraft des Volks; ein ausgebreitetes und zusammenhängendes Local; endlich der historische Organismus eines Staats, der sich allmählig zur Nation erweitern kann. Daß man noch nicht allgemein im Klaren ist, welcher von den historischen Staaten der Träger der deutschen Nation sein kann, hält die Constituirung Deutschlands auf, macht sie aber nicht unmöglich; die Klarheit wird kommen und es sind dazu schon gute Anfänge gemacht. Der Trieb der Nation, aus dem idealen Gebiet ins reale überzugehen, und auf der andern Seite der kraftvolle Organismus des Staats, der diesem Trieb Befriedigung bietet — sobald beides sich entgegenkommt, wird auch der Umschmelzungsproceß Deutschlands und Italiens nicht ausbleiben. Freilich muß man nicht damit anfangen, eine Sprachkarte zu entwerfen und danach seine politischen Einrichtungen zu treffen: nur diejenigen Länder können einem Staat angehören, die er beherrschen und sich assimiliren kann; die Träumerei von der Einverleibung Rufflands in ein deutsches Reich gehört in die politische Kinderstube.

Von diesem Standpunkt aus betrachten wir es als einen sehr erheblichen Gewinn, daß man jetzt, nach dem Frieden, die Bestrebungen Sardiniens richtiger würdigt als früher. Freilich haben die Italiener die rechte Feuerprobe noch nicht bestanden, aber ihre bisherige Haltung ist doch in hohem Grade geeignet, die überweisen Politiker zu beschämen, die ihnen die Fähigkeit der Organisation absprechen. Und daß jeder Fortschritt der nationalen Sache in Italien auch die deutsche fördert, das kann nur der leugnen, der die Macht der Ideen in der neuen Geschichte und ihre Fortpflanzung leugnet: d. h. der Doctrinär in der Maske des altklugen Empirikers, wie er uns in jenem Büchlein entgegentritt. ††